

Der Rosenhut.

Stimme von Anna Gra.

Der Wagen fuhr vor. Der Diener rief den Schlag auf und half der gnädigen Frau beim Aussteigen.

Er sah ihn sorgsam am Riemen und trug ihn hinein, als läge ein kleines Kind darin.

Im Wohnzimmer häuften sich die Pakete, neugierig kamen die Kinder herbei, um zu sehen, was die Mutter aus der Stadt mitgebracht hatte.

„Nichts anfassens“, gebot die Mutter. Sie gehorchten und liehen die Händchen davon.

„Ich will Euch mal meinen neuen Hut zeigen.“

Sie standen in athemloser Spannung. Die Mutter nahm ein großes Stüchlein aus den Seidenpapierhüllen heraus.

„Wie findest Du meinen Hut, Georg?“ fragte sie.

Er legte die Feder hin und wandte sich um.

„Einen Augenblick ersicht er vor dem Hut-ungeheuer; er wußte nicht recht, was er sagen sollte.“

„Stehst er mir denn nicht?“ fragte sie, ungeduldig.

„Doch, Hedwig, Dir steht alles“, sagte er ruhig. „Du wollest doch aber wissen, wie mir der Hut gefällt.“

„Run ja und —“

„Das ist nicht so einfach, wie Kleesamen und Weizen beizuhähen —“

„Ach Du alter Bär“, lachte sie. „Du verstehst eben nichts von Hüten, dies ist der allerhöchste Hut, der in der Stadt aufzutreiben war.“

„Run, dann muß ich ihn wohl auch schon finden“, meinte er geduldig und küßte seine Frau, die sich mit dem schönen Hut über ihn neigte.

Dann rauchte Hedwig wieder hinaus, um ihr Kleid zu wechseln.

„Jette“, sagte sie zu der alten Kinderfrau, die ihr eben in den Weg lief, „tragen Sie den Hut in die Garderobe. Sie gehen am sorgfältigsten damit um.“

Die alte Jette schlurte mit dem Karton in die Garderobe hinauf. Sie schlenkerte nicht damit hin und her, wie Marie, das Stubenmädchen, es gethan hätte.

Wie solch ein Hut wohl auf ihrem alten, grauen Kopf aussehen müßte!

Behutsam nahm sie das Kunstwerk aus dem Seidenpapier, trat vor den großen Spiegel, der eines Spaltens wegen hierher verbannt war und probierte den Hut auf.

Sie fand ihn auch auf ihrem Kopfe wundervoll. Gott — daß man früher so etwas nicht gefannt — daß sie nie, nie das Geld befehen hatte, so etwas für sich zu kaufen — es schien ihr, als hätte sie unersehlich viel verloren, als hätte sie ein halbes Leben veräußert.

„Man ist ein ganz anderer Mensch in solchem Hute“, sagte sie laut vor sich hin, und ihr altes weiches Gesicht bekam einen Rosenkimmer — sei's von den Rosen des Hutes — sei's von der großen Freude, die in ihrem verdorrneten Herzen jubelte.

Sie war plötzlich um Jahre jünger — sie war im Lenz und Sommer des Lebens, wo man Rosenhüte tragen und Ansprüche auf das Glück des Lebens machen kann.

„Man ist ein ganz anderer Mensch“,

sagte sie nochmals vor sich hin und besah sich wohlgefällig im Spiegel. Da knarrte unten die Thür — Schritte kamen die Treppe hinauf.

Wie von Furien verfolgt, nahm Jette den Hut vom Kopfe, packte ihn mit zitternden Händen — so gut es in der Eile ging — in das Seidenpapier und legte ihn in den Karton.

„Herrgott, wenn man sie hier sähe — wenn man ihr die einzige Tugend abspäche, die sie in den Augen der Herrschaft werthvoll machte — die Treue, die Zuverlässigkeit!“

Der zulezte man ihr all die Schwächen nachsah, die das Alter mit sich brachte — wenn man sie überhaupt hätte — mit dem Hut auf dem Kopfe, dem Rosenhut der gnädigen Frau, dem kostbaren, nagelneuen Hute.

Kalter Schweiß trat auf Jettes Stirne bei dem bloßen Gedanken. Ihre Hände falteten sich unwillkürlich zum Gebet, als sie den Karton glücklich an Ort und Stelle untergebracht hatte.

Die Anie zitterten ihr, als sie hinauswankte.

„Was fehlt Dir denn, Jette, Du bist ganz weiß?“ sagte die kleine Ella, die jetzt eben angelangt war.

„Mir fehlt nichts, Elchen“, antwortete die alte Jette und verschloß die Thür, „das sind nur Treppen.“

Sie nahm das Kind bei der Hand und führte es sorgsam die Treppe hinab. — Sie war wieder die alte, pflichttreue Jette, und alle die thörichten Wünsche und Hoffnungen, die noch einmal mit dem thaurischen Rosenhut in ihrem welken Herzen aufgelebt waren, gingen für immer schlafen.

Die Kleidung im Aberglauben des Volkes.

Wie sich in den Sitten und Gebräuchen eines Volkes dessen charakteristische Eigenschaften ausdrücken, so spiegelt sich auch in dem Aberglauben das Wesen einzelner Völkerschaften getreulich wieder.

Derlei zieht auch die Kleidung in sein Bereich und weiß in den einzelnen Ländern Verschiedenes über dieselbe zu berichten.

Im Volksmunde der Süddeutschen und der Bewohner unserer Alpenländer der Spruch: „Wer ein neues Kleid anzieht und alsbald in die Taschen desselben etwas geschenkt erhält, hat Glück.“

Im Volksmunde der Norddeutschen heißt es: „Wenn man seinem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Westdeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Ostdeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Mitteldeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Süddeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Norddeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Westdeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Ostdeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Mitteldeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Süddeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Norddeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Im Volksmunde der Westdeutschen heißt es: „Wenn man einem Kinde das erste Kleid machen läßt, so darf man dem Schneider nichts von seinem Lohne abziehen, sonst hat das Kind kein Glück.“

Ein Ausflug.

Sekretär Müllschippe drang schon lange in seinen Freund und Amtsgegnen Holzger, dieser sollte sich doch noch einmal an einem Sonntage von seinem Schwiegervater dessen schönes, bequemes Automobil ausbitten, damit sie beide — Müllschippe und Holzger — zusammen eine ausgiebige Partie machen könnten.

Run war Müllschippe allseits dafür bekannt, daß wenn man ihm einen Finger reichte bald Hand und Arm sein waren, er war einer von den Leuten, die absolut nicht mehr anzubringen waren.

Holzger wand sich also Müllschippes Wunsch gegenüber wie der Fisch an der Angel — aber es half schließlich alles nichts mehr, er mußte ihn einmal den Willen thun — bei diesem einem Male sollte es jedoch bleiben, das schwor sich Holzger.

Eines schönen Sonntags fuhren sie also los. Müllschippe gefiel das ruhige Dahingleiten in dem bequemen Wagen ganz ordentlich — das mußte öfter genossen werden, sehr oft!

Behaglich streckte er sich aus, versicherte dem fahrenden Freunde, daß sie dieses Vergnügens noch sehr oft genießen müßten und dann — that es plötzlich einen Ruck, der Wagen stand und alle „Bemühungen“ Holzgers, ihn wieder in Gang zu bringen, waren vergeblich.

Run hatten sie schon eine ganz unglaubliche Strecke hinter sich, und jetzt standen sie in weltverlassener Gegend und hatten ihrer fünf Kilometer bis zur nächsten Station einer — Lokalbahn!

„Ja, geht's denn gar nimmer?“ wimmerte Müllschippe.

Holzger juckte nur die Achseln: „Versuch's selber!“

„Ja ich! Ich versteh' ja von dem Zeug gar nichts als das Drinsitzen!“

„Das hat jetzt aufgehört!“ meinte Holzger ironisch, „komm' nur gleich raus, jetzt heißt's einfach den Karren bis zur Station schieben!“

„Und dabei wird's finster werden!“ stöhnte der andere.

„Ja, drum mach' nur — aber magst Du morgen zu spät ins Bureau kommen?“

Müllschippe schauderte — nur das nicht! Er kannte den Kanzleirat! Müllschippe schimpfte zornig im Vereine mit dem Leidensgefährten, den er übrigens im Innersten seiner Seele vermisste, die ersten Kilometer, da fanden sie glücklich Vorspann.

Mit Eintritt der Dämmerung erreichten sie die Station. Zum Glück sollte eben ein Zug abfahren und Müllschippe verabschiedete sich eilig von Holzger, der nothgedrungen bei dem reparaturbedürftigen Aut zurückbleiben mußte. Er hatte sich ergeben in daselbe gefügt. Landstraße und Eisenbahn liefen eine Zeitlang nebeneinander her, Holzger stand mit seinem Koffer in unmittelbarer Nähe des Zuges, Müllschippe sah aus einem Coupéfenster. Da erhob sich Holzger und machte an dem Fahrzeuge herum, und gerade als sich der Lokalbahnzug in Bewegung setzte, ergoßte er am Antrieb. Plötzlich schrie er: „Müllschippe, komm' rasch her — es geht wieder!“

Dieser machte einige Schwimmbewegungen, die immer ausgeprägter wurden, je mehr das Auto des falschen Freundes in Schwung kam. Und jetzt fuhr es neben ihm her, aber er konnte von der einladenden Handbewegung, Platz zu nehmen, keinen Gebrauch machen — da ließ Holzger das Ding in die fahrende Nacht hineinlaufen — erst nachdem ihm der Freund entkommen war, entzündete er zu Hause.

Am nächsten Tage keine Spur von Müllschippe, auch keine Entschuldigung. Der Kanzleiker war wüthend. Holzger begann sich um so mehr Gewissensbisse zu machen, als auch in Müllschippes Wohnung nichts zu erfahren war.

Auf den besorgten-fragenden Blick Holzgers antwortete er tieftraurig: „Menschenkind, denke Dir — die Lokomotive ist auch stehen geblieben — die war aber nicht mehr zum Gehen zu bewegen. . . ich mußte übernachten und dann bin ich sicherheitsshalber per Fuhrwerk hier eingerückt. . . wenn ich nur schon beim Chef gewesen wäre!“

Von der Kutterei wollte er nichts mehr wissen!

Von wessen Hand ist Schill gefallen?

Anlässlich der Hundertjahr-Erinnerungen an den abenteuerlichen, aber doch von glühender Vaterlandsliebe eingegebenen Zug und den Tod des heldenmüthigen Majors Ferdinand von Schill im Mai des Jahres 1809, wird in Deutschland von Neuem die Frage erörtert, von wessen Hand Schill am 31. Mai jenes Jahres eigentlich gefallen ist.

Der König von Westfalen, Jerome, hatte bekanntlich auf den Kopf Schills eine Prämie von 10,000 Franken ausgesetzt. Straußling fiel nach verweigerter Gegenwehr Schills dem holländisch-dänischen Korps unter den Generalen Gratien und v. Erwald in die Hände; unter den dänischen Truppen

befand sich auch eine Abtheilung holländischer Reiter als dänische Husaren. Wenn sich nun auch die Berichte über Schills' Ende sehr widersprechen, so steht doch fest, daß sich Schill Mittags etwa 2 Uhr in der Knieperstraße mit zwei dänischen (holländischen Husaren) herumtrieb und, von diesen verfolgt, nach der Fährstraße zurückeilte. Dabei erhielt Schill von dem ihn verfolgenden Husaren Jasper Krohn aus Appen bei der Kreisstadt Pinneberg in Holstein, einen wichtigen Säbelhieb über die Stirn. Der Schwereimundete schwante auf seinem Pferde und warf den heftig blutenden Kopf zurück. In diesem Augenblick erhielt Schill von dem hinter einer Pumpe gekniet stehenden, Infanteristen Kaplar Lorenzen aus Heiß bei Metersien im holländischen Kreise Pinneberg einen tödtlichen Schuß in den Hinterkopf. Schill sank vor dem Hause Fährstraße 21 von seinem treuen Kopf zur Erde — der tapfere Held hatte ausgeblutet. In Gegenwart zuverlässiger Zeugen, wurde der Prämie halber ein Protokoll zur Feststellung der Persönlichkeit Schills aufgesetzt, dann der Kopf vom Rumpfe getrennt und in ein mit Spiritus gefülltes Glas gesetzt und zunächst nach Rassel gesandt. Der Blutlohn fiel angeblich den Holländern zu, jedenfalls haben ihn die beiden Holländer nicht erhalten, sondern mußten sich mit dem dänischen Dannebrog-Orden zufrieden geben; daneben sollen sie von der dänischen Regierung eine jährliche Pension von 50 und 50 viel Spezialetern erhalten haben, was aber nicht sehr wahrscheinlich erscheint, da nicht recht ersichtlich ist, welches Interesse die dänische Regierung daran gehabt haben sollte. Näherliegend ist die Ueberlieferung, wonach Krohn nach seiner Entlassung aus dem Dienste eine dänische Krugkonzeßion (Wirtschaft) in seinem Heimatort Appen erhalten habe, von dieser aber später verjagt ist, unbekannt, wohin. Kaplar Lorenzen starb in seinem Heimatort Heiß im Jahre 1863. Krohn war Ordemann bei dem General von Erwald gewesen; er ist auf Schill aufmerksam geworden durch den Ruf eines Vorübergehenden: „Da reitet Schill!“ worauf er auf ihn loskürzte. Lorenzen ist dann einfach seinem fahrenden Landmann beiseitegegangen, ohne zu ahnen, auf wen er anlegte. Krohn soll dem Gefallenen dann noch die schönen silbernen Sporen abgenommen haben. Es gab später auch eine bildliche Darstellung (Holzschnitt): Schill mit dem Husaren Krohn im Säbelgefecht und dem Infanteristen Lorenzen hinter der Pumpe. Es sind das Ueberlieferungen, wie sie noch heute in den beiden nachbarlichen Dörfern Appen und Heiß im holländischen Kreise Pinneberg erzählt werden.

Eine Genossenschaft der Blinden.

In Petersburga hat sich ein Verband von solchen Blinden gebildet, die von ihrem Erwerb leben. Das Handelsministerium hat diese Organisation auch bekräftigt. Die Genossenschaft geht von der Voraussetzung aus, daß die jetzige Lage der Blinden eine Vereinigung zur Verbesserung des materiellen Erwerbs erfordert, und stellt zwei daraus resultierende Grundsätze auf: Sie will erstens alle in Petersburga geborenen und ansässigen Blinden zu einer einzigen Gruppe vereinigen, um ihnen Arbeitsgelegenheit zu sichern, und zweitens allen unorganisirten blinden Arbeitern Russlands die Nothwendigkeit professioneller Verbände klarzumachen.

Nach der Art der Arbeit zerfällt der Verband in Abtheilungen für Bürstenmaaren, Korbflechterei, Maschinenschnitt, Kleberei, etc. Die Mitglieder der Blinden sind in der Regel sehr fleißig und haben eine große Fertigkeit in ihrer Arbeit. Die Genossenschaft hofft, daß ihre Bestrebungen unterstützt werden, denn ihre Arbeiten stehen, wie sie glauben, an Güte, Haltbarkeit, Zuverlässigkeit denen der normalen Menschen keineswegs nach.

Ein Museum der Fälschungen.

Aus Paris wird berichtet: Im Oktober soll in dem französischen Hauptstadte ein Museum eigener Art errichtet werden, ein Museum der Fälschungen. Der Plan geht aus von Emile Guimet, dem Gründer und Direktor des Museums, das seinen Namen trägt. Im Laufe seiner langen Reisen in Ägypten, Persien und Indien fieseln Guimet zahllose Fälschungen auf, die dort an Ort und Stelle gefertigt wurden, und die man ohne große Schwierigkeiten nicht nur reichen Touristen, sondern auch Gelehrten, die vorsichtiger sein wollten, in die Hände zu spielen und gegen gutes Geld zu verkaufen verstand. Guimet will für solche Fälschungen in seinem Museum eine besondere Abtheilung einrichten. Die Fälscher der Soita pbernes berühmten Angedenkens und die Necho-Skaraäben, die in den letzten Jahren viel erörtert wurden, sollen in diesem Museum einen Ehrenplatz erhalten.

Ein kaltdäntiger Dieb.

Die „Revue Internationale de l'Horlogerie“ erzählt ein hübsches Stücklein: Ein Dieb war gerade dabei, in einem der Gemächer Ludwig des Biergebirgen eine Pendule von der Wand zu nehmen, als der König eintrat. Der Dieb verlor nicht die Geistesgegenwart, er sagte: „Ich besorge, daß die Leiter gleiten wird.“ In der Ueberzeugung, daß der Mann ein Hofdiener sein müsse, hielt Ludwig der Biergebirge die Leiter fest. Einige Sekunden darauf wurde ihm mitgetheilt, daß eine der Pendeluhren in unerklärlicher Weise verschwunden sei. Sprechen Sie nicht davon“, meinte der König, „ich bin Mitschuldiger bei dem Diebstahl, denn ich habe die Leiter gehalten, während die Uhr von der Wand abgenommen wurde.“

Malitios.

A. (am Stammtisch): „Wenn ich jetzt nach Hause komme, muß ich erst eine halbe Stunde klingeln, so lange dauert es, bis meine Frau aufmacht.“ B.: „Aufmacht? — Sie meinen wohl aufmacht.“

Ein Genesbild.

Frau (kurz vor dem Einschlafen zu ihrem Manne): „Du, Adolf, glaubst Du, daß Du von hier aus das Baby im Kinderzimmer hören kannst?“ Mann (gähnd): „Offentlich — nicht!“

Die Bank von England.

von der in diesen Tagen häufiger die Rede war, da sie sich meigert, das von der türkischen Regierung geforderte Vermögen des Exullans Abdul Hamid auszuliefern, hat kürzlich einen neuen Direktor erhalten, und im Anschluß an diese Ernennung liefert die London Opinion eine ausführliche Beschreibung dieses größten Bankbetriebes der Welt. Dem genannten Blatt zufolge genießt der Bankdirektor ein Einkommen von 40,000 Mark, während die Subdirektoren nur 10,000 Mark erhalten. Der Aufsichtsrath der Bank setzt sich aus 25 Mitgliedern zusammen, reichen Kaufleuten und Großindustriellen der City, die einen großen Theil ihres Vermögens in der Bank liegen haben. Jeden Samstag tritt der Aufsichtsrath zusammen, um über die schwebenden Fragen dieses ungeheuren Betriebes zu beraten und zu beschließen. Die Bank von England hat etwa 1300 Angestellte, unter diesen 100 weibliche; die Höhe der von ihr gezahlten Gehälter beläuft sich auf über 4 Millionen Mark. Der erste Kassier bezieht ein Einkommen, das selbst das Einkommen des Direktors weit übersteigt: es beträgt nahezu 70,000 Mark. Die Verantwortung, die auf den Schultern des ersten Direktors liegt, ist eine ganz ungeheure, denn die unterirdischen Gewölbe bergen einen Schatz von über einer Milliarde in Gold. Daher besteht für diese Gewölbe eine eigene Wache von 32 Personen, die stets mit scharfer Munition versehen sind.

Ein febles Gefängniß.

Ein nettes Stücklein passierte unlängst in der kantonalen Strafanstalt in Sitten. Morgens früh, so berichtet der Berner Bund, überfielen zwei Sträflinge, der Einbrecher Kedi und Mörder Berret, den Zuchthauswächter im Hofe der Anstalt und schlugen ihn betarrt nieder, daß er betäubt am Boden liegen blieb. Währenddem nahmen sie ihm die Schlüssel ab und suchten das Weite. Sofort wurde an den Landjägerposten telephonirt und Hilfe verlangt. Inzwischen kam der überfallene Wächter wieder zum Bewußtsein und mit einem andern Sträfling machte er sich auf die Jagd. Als die Landjäger nach dem Zuchthaus kamen und an der Glode zogen, erschien als Pförtner ein Sträfling, der die Landjäger über den Vorfall unterrichtete und ihnen den Weg zeigte, den die Flüchtlinge eingeschlagen haben, ihnen empfahl, sich zu beeilen und ruhig das Thor wieder von innen schloß. Ein Sträfling wurde bald eingeholt und der zweite wurde hinter Valeria auch eingefangen. Hätte man es mit einem andersgenannten Sträfling als Pförtner zu thun gehabt, so hätte sich vielleicht die ganze Anstalt leer können. Wer wird nun behaupten können, daß im Zuchthaus nicht auch ehrliche Leute sitzen.

Neue Entdeckungen in Pompeii.

Ein in Pompeii ansässiger deutscher Hotelier hat unweit des Bezirks der antiken Stadt Ausgrabungen auf eigene Rechnung angestellt, bei denen soeben eine wundervoll erhaltene Villa aufgedeckt wurde. Die verschiedenen Gemächer sind mit der raffinsten Eleganz des besten pompejanischen Stils (des sogenannten „zweiten Stils“) ausgeschmückt. Am schönsten ist das Triclinium, der Speisesaal, dessen Wände mit köstlichen Figuren — darunter Silen, Ariadne, Victoria — ausgemalt sind. Die Figuren sind von unbeschreiblicher Schönheit, ihr Ausdruck ist überaus lebhaft. Die Geste sind leicht und grazios und die Farben so leuchtend, als wären sie erst gestern aufgetragen. Die Aufsichtsbörde hat, wie aus Rom berichtet wird, die Villa sofort schließen und die Ausgrabungsarbeiten einstellen lassen, um zu verhindern, daß sie seinerzeit bei der Entdeckung der Villa Bräsa mit ihren hundert einzigen Wandgemälden, die Privatpekulation sich der unvergleichlichen Schätze bemächtigt.

Reue Truppe.

Frau Müller: „Bei welcher Woffengattung ist denn Ihr Sohn?“ Frau Meier (deren Sohn bei der Luftschiffer = Abtheilung dient): „Er ist a Lustitus, Frau Müller.“

Unter Freandinnen.

„Schade, daß mein Bräutigam so turgischig ist!“ „Freu' dich lieber darüber — sonst hätt' er dich ja nicht genommen!“



„Warum ist denn Ihre Frau so furchtbar aufgeregt?“ Bauer: „Ach ja; die soll durch den Gendarm abgeholt werden, weil sie Holz gestohlen hat. . . und jetzt weiß sie nicht, soll sie ihr blaues Sonntagskleid oder ihr schwarzseidenes anziehen.“

Er kennt sein Vaterland. In einer Gesellschaft sitzen mehrere Herren beisammen. Einer davon, ein Grieche, lobt sein Vaterland über alles und sagt: „Griechenland ist das schönste Land, über Griechenland lacht stets der blaue Himmel.“

„Doch is' gor niz“, sagt darauf ein Ungar, „über Ungarn lacht ganze Welt.“

Gute Abfertigung.

Herr Meier (der auf einer Gesellschaft einen Arzt durch fortwährende meist unfinnige Fragen belästigt): „Sagen Sie mal, Herr Doktor, wie lange kann wohl ein Geschöpf ohne Gehirn am Leben bleiben?“

Arzt: „Ja, mein Lieber, das läßt sich so allgemain nicht bestimmen. Wie alt sind Sie denn jetzt?“

Bestehete Welt.

Madame (zum Dienstmädchen, welches eben einen Hustenanfall hatte): „Wenn mein Mann fragt, wer da so furchtbar gehustet hat, so sagen Sie, ich sei's gewesen, hören Sie, Anna!“

Dienstmädchen (gornig): „Meinetwegen, so geht's ja in der Welt; ich muß husten und Sie reifen nachher ins Bad!“

Jähes Wehl.

„Ich muß mich über das Mehl beschweren, welches Sie mir gestern geschickt haben“, sagte eine jung verheiratete Frau zu ihrem Lieferanten.

„Warum, gnädige Frau?“ war die befürgte Frage.

„Es war so zäh“, sagte die Dame indignirt. „Mein Mann konnte den Kuchen nicht essen, den ich davon gemacht hatte.“

Recht tröstlich.

„Frau Affessor, Sie kommen doch wieder zu uns in die Sommerfrische?“

„Ja, ich würde ja recht gerne wieder kommen, wenn nur die lästigen Mäuse nicht wären!“

Eine Künstlerfamilie.

„Meine Frau hat heute in zwei Stunden ein Theaterstück geschrieben; mein Sohn hat in derselben Zeit einen Walzer komponirt, meine Tochter einen Sonnenuntergang gemalt, und ich habe — das Mittagessen zubereitet!“

Verbächtigt.

Dame: „Ist der Rothwein edel?“ Wirth: „So edel wie Ihre rothen Wangen, mein Fräulein!“ Dame (verlegen): „Schiden Sie mir ein Glas Bier.“

Das Schredensthind.

„Antel, zeig' mir mal Deinen Pferdestall.“ „Ich habe weder Pferd noch Stall.“ „Aber Papa sagte doch zu Mama, Du hättest dich bei Deinem Schwiegervater grünlich 'eingeritten.“

